



Ererbte Feindschaft.

Original-Roman von B. Coronoy.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

er erlebte seine Obliegenheiten mit fiebernder Hast und schien dennoch auffallend zerstreut dabei. Der Wirt mußte ihm mehrmals zu Hilfe kommen und endlich auch daran mahnen, daß es Zeit sei, zum Abendbrot hinauszugehen.

„Ich bin übermüdet und habe keinen Hunger,“ presste Gisberth hervor.

„Aber es ist schon zweimal geschickt worden.“

„Nun, wenn zum dritten Mal geschickt wird, so sagen Sie, ich könne nichts genießen und wäre noch ins Freie gegangen, weil mir der Kopf weh tut.“

Die Tür fiel hinter ihm zu. Kopfschüttelnd sah der alte Mann dem Forteilenden nach und murmelte: „Da oben hat's wohl wieder Zant und Streit gejeht.“

Er richtete die Bestellung aus, als die Magd abermals kam und nach dem jungen Herrn fragte.

„Na, da hätte man ja wieder einmal für die Käse gekocht!“ murkte Tante Hamme, eine Stunde später den Tisch abräumend. „Man gibt sich alle Mühe, steht am heißen Herd, richtet alles so gut wie möglich her, und dann bleibt die ganze Bescherung über. Mir kann's ja recht sein. Da wird eben morgen aufgenärrt. Zum Wegwerfen hat man's doch auch nicht.“

„Ja, ja, Hamuchen, richte das ein, wie Du willst,“ jagte Volkmar. „Der Junge hat mich um den Appetit gebracht. Er wird immer obstinater und läßt sich aufhezen.“

„Von wem denn?“

„Alberne Frage! Du weißt so gut wie ich, daß er mit einem Fuß hier und mit dem anderen in der Oberförsterei steht und nicht zu dem Vater hält, wie es seine Pflicht und Schuldigkeit wäre. Muß das immer wieder von neuem erläutert und besprochen werden?“

„Herr des Himmels, ich sage schon nichts mehr. Daß es auf diesen schönen Flecken Erde doch auch ewig Unfrieden gibt! Na — wie Gott will, ich halte

stirrend wurden Schüssel und Teller aufeinander gesetzt und nebst sorgfältig zusammengelegtem Tisch- und Servietten der herbeigerufenen Magd übergeben.

Hierauf rückte Hamme die Stühle wieder an ihren Platz, richtete die Uhr und ging mit etwas geärgertem „Gute Nacht!“

Lange noch irrte Gisberth in der Nähe des Forsthaus's umher. Nie hatte er sich so glühend nach Hause gesehnt, nie war es ihm so bringendes be-

tiefer und begannen das einsame Gebäude zu umhüllen.

Da wurde die Hoftüre geöffnet. Ein hageres Männlein kam heraus: Guber. Wie Gisberth den Menschen haßte! Schon als Kind war ihm der Mann zuwider gewesen. Nun hatte er sich bei der Greisin, die jetzt, nach dem Tode des Oberförstlers, sicher das Regiment im Hause führte, eingenistet und verfolgte dabei jedenfalls einen eigenmächtigen, unlauteeren Zweck.

Der junge Volkmar wollte nicht gesehen werden und trat rasch hinter den nächsten Baumstamm. Guber ging händereibend, wie es seine Gewohnheit war, vorüber, ohne ihn zu bemerken.

Als das letzte Licht in der Oberförsterei erlosch, schlenderte Gisberth betrübt nach Hause.

* * *

Eifrig wurde nach dem Mörder gesucht, aber Fr. besaß keine sehr erfahrene Polizei. Allerdings verhaftete man verschiedene übel beleumdete Personen, mußte sie aber wieder in Freiheit setzen.

Auch auf den Jgelwirt und dessen Sohn lenkte sich der Verdacht, umso mehr, als das traurige Ereignis gerade mit der projektierten Schließung der Waldschenke zusammentraf. Meiner konnte jedoch nachweisen, daß er die Wirtschaft, in welcher eine Belustigung stattfand, in jener Unglücksnacht nicht verlassen habe, und behauptete, Simon sei krank gewesen und gezwungen, das Bett zu hüten.

Diese Aussage wurde von mehreren Gästen unterstützt, die den Wirtchen gegen Abend in seiner Kammer besucht und ganz hinfällig gefunden hatten.

Walter Volkmar erhielt ebenfalls eine Vorladung als Zeuge, denn man wußte, daß er damals den Weg von Fr. nach Ob. zu Fuß zurücklegte.

Auf die Frage, ob er nichts Verdächtiges gesehen oder vernommen habe, erwiderte der Gutsbesitzer ruhig:

„Nein. Ich kam nicht an der Diensthütte vorbei, sondern ging, weil ich mich des Unwetters wegen beilen mußte, am „Reinernen Kreuz“ vorüber.“

„Waren auch keine Hilsen zu hören?“

„Bei dem furchtbaren Tosen und Heulen des Sturmes? Dagegen kann keine menschliche Stimme ankämpfen. Hätte ich gehört, daß jemand in Not ist, so wäre ich ihm selbstverständlich zur Hilfe gekommen, und hätte es am so leichter gekonnt, als ich nicht nur ein Paar starke Arme besitze, sondern



Auf der Heide.

Wacholder nicken im Winde,
Ringsum die Föhren sind stumm.

Durchs Heidekraut schwirren
geschwinde

Die Bienen mit leisem Gelumme.

Es schwingt sich zur schwindelnden Höhe

Die Heidelerche empor,
Und bei mir hier in der Nähe
Tönt zirpend der Grillen Chor.

Welch Musizieren, so eigen,
Hier auf der Heide, so weit!
Da darf auch ich nicht schweigen,
Will singen in seliger Freud'!

Otto Ständel, Diesdorf.

bürfnis gewesen, mit ihr zu sprechen und in ihre Augen zu sehen.

Aber sie trat nicht ans Fenster, dessen Vorhänge fest zugezogen blieben, nicht einmal die schattenhaften Umrisse der geliebten Gestalt waren zu entdecken. Feuchte, graue Nebel sanken immer

auch bewaffnet war. Ich vernahm aber nichts; denn Sturm und Wettergöse waren arg. Uebrigens mag der Mord auch vor oder nach der Zeit, in welcher ich den Wald passierte, verübt worden sein.

Das ließ sich nun allerdings nicht feststellen. So förderte die Untersuchung vorläufig nichts zu Tage; aber wider den älteren Volkmar machte sich eine eigentümliche Stimmung geltend. Er bemerkte mehrmals, daß man, seiner ansichtig werdend, jäh ein Gespräch abbrach, und daß mancher plötzlich aufstand und ging, wenn er sich in einem öffentlichen Lokal zu dem Betreffenden setzte.

Ein dunkles Gerücht, dessen allerdings niemand offen erwähnte, hatte sich erhoben. Von wem es eigentlich ausging, wußte keiner so recht. Doch war Huber der Verbreiter desselben, freilich nur durch verschleierte Andeutungen und indem er es scheinbar widerlegte. Seltamerweise kam aber überall, wo er einkehrte, das Gespräch darauf, und wenn er schied, fragte sich so mancher: „Hast Du denn etwa eine unvorsichtige Aeußerung getan? — Warum warf sich der gottesfürchtige Mann eigentlich zum Verteidiger des Gutsbesitzers auf, den niemand anklagte? Dieser und jener erwähnte wohl der alten Feindschaft, aber an Ende doch nur, ohne irgendwelche schreinerische Vermutungen daran zu knüpfen.“

Ja, man sagte und wiederholte sich das hundertmal, nicht aber dennoch Walter Volkmar nach Möglichkeit aus. Nebete er einmal jemand an, so befiel diesen ein peinliches Mißbehagen, und er kam sich wie der Mittelpunkt aller beobachtenden Blicke vor.

Wochenlang bemerkte es der Gutsbesitzer garnicht, als er aber dann doch darauf aufmerksam wurde, vertiefte sich der harte Zug um seine Mundwinkel. Volkmar ging nun mit einem kurzen Gruß an allen Bekannten vorüber und ließ ihre Gesellschaft auffallender denn je. Er verkehrte absolut mit niemand mehr und wandte sein ganzes Interesse dem Emporblühen der einträglichen Besizungen zu, die den Reid mancher wenig bemittelten Dekonomen erregte.

„Der hat nun schon wieder Greiners verschuldetes Gut angefaßt. Wer kann auch gleich so aus dem Vollen schöpfen, wie er? Volkmars Reichthum drückt uns alle. Wir können nicht gleichen Schritt halten.“ Das waren so Nebenarten, welche fielen.

Wenn Huber dergleichen vernahm, mahnte er immer zur Ruhe und bemerkte: „Sobald Volkmar unserm Fr. zu größerer geschäftlicher Bedeutung verhilft, kann das doch nur für alle Einwohner dieser Ortschaft von Nutzen sein.“

„Ach, davon verstehen Sie nichts!“ fuhr ein Bauer einst ärgerlich auf.

Verschiedene stimmten bei.

„Er war ja auch wegen der Werner'schen Sache vorgeladen,“ bemerkte jemand.

„Als Zeuge, wie viele andere,“ erwiderte Huber.

„Nur mit dem Unterschied, daß er der einzige gemessen ist, der sich in der Nähe des Unglücksortes befand.“

„Pst! — Was will das sagen?“ warf Huber ein. „Der Zufall hätte jeden von uns in die gleiche Lage bringen können. Danken wir Gott, daß es nicht geschah, und hüthen wir uns, einen Stein wider den nächsten zu erheben. Ich stehe für Volkmars Ehrenhaftigkeit wie für die meinige.“

Er griff nach Gut und Stock.

„Bleiben Sie doch noch, Herr Huber!“ rief ihm der andere nach.

„Nein, nein, ich muß fort.“

„Ist's denn so eilig?“

„Ja. Die Glocke laet zur Abendandacht. Diesem Ruf zu folgen, veräume ich niemals.“

„Sie sind der frommste Mann in Fr.“

„Diesen Ehrentitel beanspruche ich weder, noch verdiene ich ihn.“

Beiseiden abwehrend erhob Huber die mageren Hände.

Mancher sah ihm spöttisch lächelnd, mancher überzeugt und gerührt nach.

20. Kapitel.

Margot hatte eine Wohnung im nahen Städtchen gemietet. Es fiel ihr aber unendlich schwer, von dem alten Forsthaus zu scheiden, deshalb wurde

die Uebersiedelung immer noch hinausgeschoben. Nichts drängte ja auch zur Eile. Der rechte Flügel des großen Gebäudes blieb den Damen bis auf weiteres eingeräumt. So wollte es der Fürst. Aber Katharina äußerte:

„Ich mag nicht aus mitleidiger Rücksicht geduldet sein, wo noch vor kurzem mein Sohn herrschte und befaß. Nehmt Ihr an, so lehne ich ab. Meines Leidens ist nicht länger hier. Tut, was Euch beliebt und was Ihr mit Eurem Stolz vereinigen könnt. Ich gehe!“

„Für das neue Heim ist ja schon gesorgt,“ erwiderte Margot, „aber ich hänge mit ganzer Seele an dem alten und vermag nicht davon loszureißen. Jeder Baum und Strauch ist mit meiner Vergangenheit verwachsen. In jener Laube saß ich als junge Frau so oft mit Hans. Auf den Steinhäusen des verfallenen Tempelchens ließen wir uns tosend und scherzend nieder. Von dem Apfelbaum, der jetzt schwereladend da steht, pflückte ich die schönsten, reifsten Früchte für den Geliebten. In das ausgebrochene Marmorbecken stiegen wir lagend hinab und betränzten die Sphynx mit Lilien und Rosen. Das war eine köstliche Zeit! — Die Erinnerung zaubert mir das wonnige Glück der Jugend wieder vor Augen. — Und nun soll ich von allen diesen Hüllen, lieben, vertrauten Klängen Abschied nehmen? — Dürfte ich ferner hier leben, so käme mir der Verlust des teuren Mannes weniger schmerzlich vor. Ich würde meinen, der Schatten des Verewigten umschwebe diese Stätten eintriger Glückseligkeit. — — Die Oberförsterei verlassend, verliere ich meinen Hans zum zweiten Male.“

„Dich selbst verlierst Du in törichtem Schwärmerien,“ tabelte Katharina scharf. „Was kümmert mich Baum und Strauch, was dieses Haus und der Boden, auf welchem es steht? — Man hat mir den Sohn getödtet, und für mich gibt es keinen anderen Lebenszweck mehr, als den ruchlosen Mörder zur Rechenschaft zu ziehen. Ich bin alt und müde und verlange nach Ruhe, denn das Dasein mit seinen ewigen Enttäuschungen und Fehlschlägen eckelt mich an; und doch klammere ich mich an das Leben und bitte Gott, es mir so lange zu erhalten, bis ich die Sühne des Verbrechens gesehen habe. Der Allmächtige ist stark in den Schwachen. Er zeigt mir die richtige Spur, und ich zeige sie Euch, aber Ihr wollt blind und taub sein.“

„Gegen den Verdacht, welchen Du hegst, werde ich mich wehren, so lange mein gequälter Kopf noch eines klaren Gedankens fähig ist.“

„Du wirst Dich dagegen wehren? Also verfolgst Dich dieser Verdacht doch auch schon, denn wäre es anders, so könntest über meine Eindrückungen lachen.“

Fast triumphierend stieß Katharina diese Worte heraus, dann raufste ihr langes, schwarzes Gewand über die Schwelle, aber noch einmal wandte sie sich um und befaß: „Schicke mir Liane! Ich habe sie erzogen und bewacht und guten Samen in das Herz des Kindes gestreut. Man soll sie mir jetzt nicht entfremden. Meine Rechte auf das Mädchen stehen den Deinigen mindestens gleich. Oder bist Du anderer Ansicht?“

Die letzte, in scharfem Ton gesprochene Frage galt dem minutenlangen Versinken der Schwiegertochter.

Margot erhob das gesenkte Haupt. Die großen, traurigen Augen blickten schüchtern aus dem gramvollen Antlit, als sie fragte: „Macht Du mir denn den Vorwurf, eine schlechte, nachlässige Mutter gewesen zu sein? Ich wäre nie auch nur für eine flüchtige Stunde von meinen Kindern gewichen, hätte ich es nicht Deines Sohnes wegen getan.“

„Ich mache Dir keinen Vorwurf,“ erwiderte Katharina kurz. „Die Mädchen waren bei mir gut aufgehoben. Grete ist ein oberflächliches Ding. Ihrem leichtem Sinn und ihren weltlichen Neigungen konnte ich nie genügend entgegenarbeiten, um so weniger, als Du mich keineswegs dabei unterstütztest; aber Liane gehört mir. Deren Charakter und Anschauungen habe ich, soweit möglich, nach den meinigen geformt. Tut, was Ihr wollt, sie wird immer den Weg zu mir zurückfinden.“

„Niemand suchte ihn ihr zu verlegen. Aber wenn Du sie liebst, so bedenke doch, ob es recht getan ist, um den Preis ihres Glückes Deine Herrschaft zu behaupten und schmerzliche Zweifel in dem jungen Gemüt zu wecken.“

„Ich weiß, was ich zu tun habe. Schicke Liane oder schicke sie nicht! Loslösen wirst Du sie jetzt so wenig wie später von mir; denn ich sah an ihrer Wiege, ich zog sie groß, und so weit ihre Erinnerungen zurückreichen, wird sie mich und immer wieder mich finden.“

Schweigend ging Margot zu ihren Töchtern, welche an einem Kranz künstlicher Blumen arbeiteten, der auf des Vaters Grab gelegt werden sollte.

Die Mädchen boten ein Bild reizvollen Kontrastes. Margareten dunkles Lockenköpfchen mit den großen, schwarzen Augen und dem vollen, kirchroten Mund ließ der Schwester zarte Schönheit noch elfenbeinartiger und unirdischer erscheinen. Wie eine Morgen-gestalt, die sich zufällig auf diese arme, profaische Erde verirrt hat, war Liane anzusehen, aber es lag etwas so unendlich Schmerzliches, Hoffnungsloses in ihrem Blick.

„Vermagst Du Dich denn gar nicht von dem schweren Schlag, der uns traf, zu erholen, mein Kind?“ fragte die Oberförsterei.

Nur eine stumm verneinende Bewegung antwortete ihr.

„Die Großmutter verlangt nach Dir.“

„Ist sie allein?“

„Ja. Geh' doch auf ein Viertelstündchen zu ihr. Sie glaubt sonst, daß ich es Dir verweigere.“

Liane legte ihre Arbeit bei Seite und verließ das Zimmer.

„Du solltest sie gar nicht zur Großmutter schicken,“ sagte Grete, ein altkluges Gesichtchen machend. „Jedesmal kommt sie ganz verdröht und aufgeregert zurück, und ich habe dann meine liebe Not mit ihr.“

„Wir müssen den Verewigten in seiner Mutter ehren,“ erwiderte Margot.

„Ich halte sein Andenken gewiß heilig, aber den abscheulichen Huber konnte er doch selbst nicht leiden, und ich will nicht, daß meine Schwester stets mit ihm gequält wird. Wenn ich mir den als Schwager denken sollte — na, dann —“

„Wer spricht davon?“

„Geh! — ich weiß schon, worum sich's handelt.“

„Sei still!“ befaß die Oberförsterei streng und fügte dann freundlich, wenn auch mit einem schmerzlichen Seiten, hinzu: „Hilf mir unsere Koffer packen. Wir müssen fort.“

„Jetzt schon?“

„Je länger man zögert, desto schwerer fällt der Abschied. Ich mag den Unzug nun nicht länger aufschieben. In drei Tagen kann alles geordnet sein. Dabei rechne ich auf Dich, mein Kind.“

Grete nickte. „Natürlich nehme ich Dir Mühe und Arbeit so viel wie möglich ab. Raß nur auf, wie nett es in unserer neuen Wohnung sein wird! Das schönste Zimmer richte ich für Dich ein und das Erkerstübchen für uns. Großmutter bekommt die Stube links mit dem Alkoven, und für Christine ist auch ein hübsches Kammerchen gleich neben der Küche. Ich stelle mir das alles sehr gemüthlich vor.“

Eifrig plaudernd, fing sie an, den nächsten Schrank auszuräumen und rief der darauf eintretenden Schwester zu: „Wir ziehen übermorgen. Mama will es so. Gib mir den Schlüssel zu Deiner Kommode, damit ich alles ordnen und gut unterbringen kann.“

Schweigend richtete Liane das Verlangte hin, kauerte sich auf dem Fensterritt nieder und stützte den Kopf in die Hand.

Sie war sehr blaß, und ihre zarte Gestalt erschauerte wie im Fieberfrost.

Margot meinte, es kränkte sie, die Oberförsterei so plötzlich verlassen zu sollen, und sagte, mühsam die eigenen Tränen zurückhaltend: „Mir tut's ja selbst bis in die Seele weh — aber was hilft dieses ewige Hinanschieben? Wir haben hier ja doch kein Heimatsrecht mehr. Finde Dich mit dem Unvermeidlichen ab. Brantg alle erst im Lenzeschmid, so ist der Abschied noch schmerzlicher.“

„Ich frage wenig danach, ob, wann und wohin wir gehen,“ erwiderte das Mädchen nervös gereizt,

„Am liebsten zöge ich über das Meer, an irgend einen Ort, wo mich niemand kennt und niemand quält — wo ich vergessen könnte — vergessen!“

„Wie aufgeregt Du bist, mein Liebling! Was ist geschehen?“ Härtlich umschlang die Oberförsterin ihre Tochter, doch diese wand sich los.

„Lasse mich doch, Mutter, lasse mich! Es ist ja gut — ich werde mich in alles fügen, aber gönnt mir nur Zeit dazu. Ich —“ In Tränen ausbrechend stürzte sie aus dem Zimmer.

Margot wollte ihr folgen, aber Grete hielt sie zurück. Die Schwester sei jetzt oft so, man tue am besten, ihr dann nicht nachzulaufen.

In ihrem Stübchen angekommen, öffnete Diane einen Brief, welchen ihr Christine eben heimlich in die Hand gedrückt hatte.

Gisberth verlangte dringend offene Aussprache. Er wollte um acht Uhr abends dort stehen, wo der Garten in den Wald mündete.

Sie kämpfte lange mit sich, schlüpfte aber, als acht Schläge von der Turmuhr ertönten, in ihren Mantel, zog die Kapuze über den Kopf und ging hinab. Mutter und Schwester wußten nichts davon — die packten.

Leise küßte sie den Schnee, den die Frühlingslüfte bereits zu schmelzen begannen, unter ihren Füßen, als sie auf den Waldweg hinausschritt.

Gisberth, der harennd dastand, näherte sich ihr und flüsterte mit bewegter Stimme:

„Danke, daß Du gekommen bist. Endlich sprechen wir uns wieder!“

„Zum letzten Male.“ Wie trostlos das klang. Erschrockt wiederholte er: „Zum letzten Male — und warum?“

„Weil wir scheiden müssen.“

„Was zwingt uns dazu? Meines Vaters Widerstand? Den werde ich schon besiegen.“

„Nicht das allein.“

„Gibt es sonst noch Hindernisse? Ich dachte, Deine Mutter wäre immer zur Versöhnung geneigt gewesen. So sagtest Du wenigstens.“

„So war es auch — aber nun liegt vieles anders.“

„In wie fern?“

„So lange der Vater lebte, durfte ich hoffen, ihn umzustimmen. Jetzt ist er mit dem alten Groll im Herzen von der Welt gegangen, zürnend und unverzöhnt. — Wollte ich seinem Verbot trotzen, so käme es mir vor, als müßte er aus dem Grabe aufstehen, um uns zu trennen.“

„Siehst Du mich denn nicht mehr?“

„Ja, aber unsere Wege gehen deswegeachtet auseinander. Möge Dich der deinige zum Glück führen!“

„Wer ist zwischen uns getreten?“

„Niemand.“

„Doch! Du verhehlst mir etwas. Du sprichst nicht die volle Wahrheit.“

Er riß sie in seine Arme und suchte ihren Blick, welcher den seinigen ängstlich vermied.

„Halte mich nicht zurück, Gisberth, und laß alles Fragen. Ich darf Dir niemals, werde aber auch keinem anderen Manne angehören. Gott segne Dich! Ich will ihn unablässig bitten, Dir eine frohe Zukunft zu schenken.“

Im nächsten Moment verschwand sie schattenhaft zwischen den entlaubten Baumgruppen des Gartens. Finster grübelnd verharrete Gisberth noch lange vor der altersgrauen Mauer.

Seit jener Unglücksnacht, in welcher den Oberförster ein jähes, fürchterbares Ende ereilte, verfolgte den jungen Volkmar das Schreckgespenst des Alzwohns, mochte er es auch noch so heftig und verzweifelt zurückweisen. Er konnte nicht umhin, sich immer wieder das seltsame Zusammentreffen verschiedener Umstände und des Vaters Erregung ins Gedächtnis zu rufen. Wer soll auch vergessen, wann er täglich erinnert wird?

Des Gutsbesizers Menschenscheu und Verbitterung wuchs täglich. Wenn er, Gisberth und Tante Lammchen beisammen saßen, so wollte das Gespräch gar nicht in Gang kommen. Jeder war mit seinen peinlichen Gedanken beschäftigt, die sich um ein und dieselbe Sache drehten, doch keiner berührte diese frei

und offen, so sehr es ihn auch heimlich dazu drängte.

Ob fixierte Walter den Sohn mit durchbringender Schärfe, fast als beabsichtige er, eine Erklärung herauszufordern, und nicht müder oft stand der junge Mann im Begriff, sie zu geben. Aber die Worte fanden niemals den Weg über seine Lippen, schon Johannes wegen nicht, die sich stets krampfhaft und mit rührender Hast befelegte, schnell ein anderes Thema anzuschlagen. Wortfarg wurden Mittag- und Abendbrot eingenommen. Immer erhob man sich mit der Empfindung vom Tisch, daß es etwas gab, was nicht länger totgeschwiegen sein wollte, und daß es nur eines Funken bedürfte, um den angehäuften Mühsstoff zu entladen. Keiner mochte die Katastrophe herbeiführen, aber endlich slog der gefährliche Funke doch in die Pulvermine.

Nachdem Gisberth Diane noch mehrmals vergebens zu sehen und zu sprechen versucht hatte, verbot ihm sein Selbstgefühl, weitere Schritte zu tun, aber er lehnte sich fort von Fr., und da die in einem benachbarten Dorf liegende Besitzung des Defonomen Granier von dem Vater erworben war, bat er diesen, ihn dorthin zu schicken.

Volkmar lehnte ab. „Nein, ich habe Braun hingefandt und ziehe es vor, Dich dazubehalten.“

„Dort wäre ich vielleicht notwendiger, als hier.“

„Ich traue mir zu, darüber besser entscheiden zu können, als Du. — Was ist's übrigens? Ich beobachte Dich schon lange. Du kannst mir nicht offen ins Gesicht sehen. Wir geben seit vielen Monaten neben einander her, wie zwei Menschen, die garnicht mehr zusammen gehören. Was soll's? Was fährt Dir durch den Kopf? Die Frage brennt mir längst auf der Zunge. Jetzt will ich endlich wissen, was Dein verändertes Betragen zu bedeuten hat.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Not gehorchend.

Roman von H. von Sersdorff.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Nach den Fenstern simple, weißbunlige Gardinen, altdeutsche bequeme Möbel, blühende Blumen, alles so einfach, nichts, gar nichts, von der steifen, modernen, mißverständlichen Eleganz der übrigen Prachtgemächer, und in dem klugen Gesicht der alten Frau nichts mehr von Härte, Tadel und Selbstaerdrüchtigkeit, sondern ein schöner Sonnenschein, so schön, wie der goldige, der draußen durch die kleinen Scheiben über die duftenden Blumen fiel, der Sonnenschein mütterlichen Mitleids.

Es war Feodora, als löste nun auf einmal dieser klare, mildruhige Glanz auch durch ihre dunkle, verstörtes Herz.

Es war so still und ruhig rings umher. Nichts in diesem altmodisch bequamen Raum störte ihren Gedankengang. Die alte Dame in ihrem schlichtgrauen Kleide saß ihr so ruhig gegenüber und hörte ihrer Erzählung zu, ohne Zwischenbemerkung, ohne Anrufe, so daß Feodora immer gesammelter und klarer wurde, und wenn sie sich einmal in dem Bemühen, die Schuld und das dunkle Tun ihres Mannes, welches sie doch bei Gelegenheit ihrer Heirat mit ihm berühren mußte, zu entschuldigen, verwirrte und widersprach, ihr wurde immer Zeit gelassen, sich zu recht zu finden.

Ansehen durfte sie dabei freilich die Frau Rätin nicht, sonst hätte sie doch vielleicht der Ausdruck ihrer Züge aus dem Konzept gebracht.

* * *

Der Abend dieses Tages brachte ein wesentlich anderes Bild, als der vorherige.

Nicht in der steifen Pracht des Salons mit künstlichen Palmen und dem ausgestopften Rafadu, sondern in dem gemüthlichen, gut bürgerlichen Wohnzimmer saßen Feodora und die Rätin beisammen.

Die alte Dame, welche keine müßigen Hände sehen konnte, hatte ihrem Gast, dessen Handarbeitsstücke sie genau so niedrig taxierte, wie sie fanden, eine leichte Tätigkeit aufgedrungen, welche Feodora

Gohwien auch noch nie getrieben hatte, nämlich alte, wollene Strümpfe „aufzurübeln“, um die noch starken Fäden anders anwenden zu können.

Die Rätin selbst war natürlich kunstvoller beschäftigt.

Feodora saß blaß, aber friedlich aus, und ein unsäglich lieblicher Ausdruck von bescheidener Sanftmut lag auf ihrem schönen Angesicht.

„Ja, ja,“ sagte die alte Dame, als ihr Auge gelegentlich auf diesem holden Gesicht, auf den goldigen Haaren länger ruhte, das ist eine alte Geschichte, mein liebes Kind, Hochmut kommt vor dem Fall. Aber es gibt auch gar keinen Fall, von dem ein Mensch, wenn er will, sich nicht gewissermaßen erheben kann, wenn er sich nur mit der rechten Hand am lieben Gott hält und mit der anderen recht fest an einer altbewährten Richtschnur: Tue recht und scheue niemand! Ihr Platz ist bei Ihrem Manne, und nach allem, was Sie mir davon erzählt haben, können Sie ihm vertrauen und glauben, und ich habe immer gefunden, daß die Liebe und der Frieden in einer Ehe viel größer und haltbarer ist, wo sich die Leute gegenseitig etwas zu vergehen haben. Sehen Sie nur nicht so verstört aus. Sie sollen nicht allein stehen bleiben in der Welt. Sie haben sich hier in mir eine ganz brauchbare Freundin erworben, und die hilft Ihnen dann schon durch's Leben. Wir haben ja nicht Kind, nicht Regal!“

Als Feodora schon lange im Bett lag, kam es ihr vor, als solle ein Wagen die Straße herauf und hielt vor dem Hause.

Aufgeregt, wie sie war, das Mögliche und Unmögliche kaum so rasch unterzulegen zu können, sprang sie auf, klopfenden Herzens nach den Fenstern eilend. Aber es war nur eine Droschke, die geholt worden war. Jemand aus dem Hause stieg ein und gab den Befehl, zum Bahnhof zu fahren.

Seufzend legte sie sich wieder nieder und überlegte den Brief, den sie ihrem Manne am andern Morgen schreiben wollte.

In der Droschke hatte übrigens der Herr Rat gefessen, nachdem er vorher eine lange Unterredung mit seiner energischen Gattin gehabt hatte. Er war, dieser gehorsam wie immer, mit dem Nachzuge nach Köln gefahren, um der Witwe des Grafen Gerhart Stannojewski einen Besuch zu machen.

24. Kapitel.

Ein leichter, offener Wagen, mit zwei großen Pferden bespannt, die in gutem Stande waren, rollte in den Schloßhof von Andrejewo.

Er brachte die Gräfin Sibonie-Gallerstadt oder eigentlich Gräfin Lorm-Gallerstadt.

Sie kam allein, da ihre Mutter, von Unpäßlichkeit zurückgehalten, es vorgezogen hatte, in ihrer Berliner Wohnung Sibonies Nichtebe abzuwarten. Der Aufenthalt in Andrejewo sollte zunächst nur wenige Tage dauern.

Sibonie hatte den Befehl gegeben, daß niemand sie abholen sollte, niemand sie erwarten, d. h. daß Andreas sich nicht dazu verpflichtet fühlen sollte, sondern ruhig seinen Geschäften nachgehen. Darnach hatte er es natürlich für seine erste Pflicht gehalten, an der Haustür zu stehen, als erster Diener der neuen Herrin.

Andreas war, nachdem ihn seine Frau verlassen hatte, wieder nach unten gezogen in seine alten, früher bewohnten Räume, welche ihm auch für seinen Dienst bequemer lagen. Selbstverständlich hatte er seinen Vorsatz, sich sofort um Feodoras Verbleib zu kümmern, ausgeführt und mit Hilfe Doktor Gleims und eines Winkes, den er von anderer Seite erhalten, Feodoras Adresse und Aufenthalt schließlich erfahren.

Dort überließ er sie nun ruhig sich selbst. Er schrieb ihr nicht, da sie ihm sehr deutlich gezeigt hatte, daß sie keinerlei Verbindung zwischen ihnen mehr wünschte. Was sie in dem herzlosen Briefe damals sonst für Gründe angeführt hatte, war ja sehr durchsichtig, eben nur Gründe. Seine Weichte hatte sie eben vollends zurückgeschoben und den Funken von aufgährender Sympathie in diesem hochmüthigen, selbstsüchtigen Herzen vollends erlöschen lassen.

Seine Pflicht gegen die Schutzlose, an der er sich bemußt war, so schwer gefühlt zu haben, mußte und wollte er tun. Soweit er es vermochte, sollte sie nicht hilflos bleiben oder in schlechte Hände fallen. Indirekt, ohne daß sie es zu erfahren brauchte, übernahm er all diese Sorgen in vollem Umfange. Er war einer schweren Furcht enthoben, als er erfuhr, daß sie sich in einer anständigen Familie und nicht in Berlin befand, etwa in Stellung in einem Geschäft, wie sie angedeutet.

So mochte das Geschick seinen Gang gehen, über ihn hinweg wenns nicht anders ging, sein Glück, seine Liebe, sein Gut anderen zuführend, war er entschlossen, sich nicht niederwerfen zu lassen, sondern ausgerichtet festzustehen und von neuem zu beginnen, alte Schuld sühnend, neue Arbeit suchend und damit Frieden!

Sobald seine Scheidung ausgesprochen war, wollte er den Wanderstab ergreifen und Andrejewo verlassen.

War es an Sidonie verkauft, so war ihm jede Hoffnung geschwunden. Die Verhältnisse dort wurden ganz naturgemäß andere; die alten, die ihm zugesagt, in denen er für Land und Leute handeln und streben durfte, waren auf die Dauer nicht zu halten. Zu gut hatte er das in langer, reiflicher Ueberlegung erwogen und war zu dem natürlichen Schluß gekommen, daß er nun die Hand, die er noch in Liebe für die alte Heimat seiner Väter geregt, zurückziehen mußte und den Fuß dort fortziehen, wo fremder Wille seinen Gang angeben würde.

Fremder Wille! Der Wille einer Frau, einer Frau, die ihm großmütig eine schwere Verleibung zu verzeihen hatte und vielleicht nie vergas.

Beschämung, kein Laß ihm im Verkehr mit ihr, wie immer er auch versuchte, sich denselben zurecht zu legen.

Er konnte über jene Stunde des Kaufes in Monte Carlo nicht so leicht hinweg, wie er gedacht, und wie sie es zu tun schien.

Es war sein Plan, Europa zu verlassen, nach Amerika zu gehen. Eines Teils, um dort möglicher Weise als Farmer sich anzusiedeln, jedenfalls dem ihm lieben Beruf als Landbebauer weiter zu folgen, wesentlich aber auch in der heimlichen Hoffnung, doch noch dort, an dem letzten Aufenthaltsort seines sterbenden Vaters, vielleicht nach dem Dokument zu forschen.

Waren doch damals von dem Vorstand des Hospitals einige unwichtige Briefschaften und Dokumente gewissenhaft an seine Mutter nach England geschickt worden.

Sidonie war 35 Jahre alt geworden, ohne eine Ahnung gehabt zu haben von der Kraft der Leidenschaft, die jetzt ihren Geist durchflammete. — An jenem Kuß war sie aufgelodert! Einmal war das Glück: mein Glück, mein Glück! in ihre zitternde Frauenseele gedrungen.

Ihr war bewiesen worden: es sei ein Kauf gewesen, eine Demütigung, eine Verleibung sei ihr widerfahren. Gleichgültig für sie! Ihre Seele lebte davon, sie wollte ihn nicht vergessen. —

Nun war sie allein auf dem Plage mit ihm!

Nun war sie Siegerin!

Still am Fenster stehend, überblickte sie in diesen Träumen den wunderschönen Park, durch dessen uralte Riesebäume der glänzende Wasserpiegel des Teiches mit der weißschimmernden Bogenbrücke sichtbar wurde. Weit hinunter schien sich die grüne Pracht zu ziehen.

Moderne Eleganz, Luxus war es freilich nicht, was sie um sich her erblickte. Der Raum war hoch und tief und dunkel. Zerfetzte Gobelins an den Wänden, hier und da wo sie zu defekt waren, mit Nägeln vorfichtig befestigt. Hohe schadhafte Stühle mit mühevorn, zerklüftener Damast in allen möglichen, verblühten Farben bezogen. Ein altes Kanapee, über welches eine grüne Sammetdecke mit mottenerreflexenem Pelzrand gebreitet war.

Niemals hatte sie in einer ähnlichen Umgebung gewohnt, und etwas von dem romantisch-wehmütigen Schimmer über all dieser vergangenen Herrlichkeit, etwas von dem feinen, an seltsame, längst vergangene Sommerzeiten erinnernden Duft, wie er aus den alten, alten Riesensblättern auf dem Grunde jener

hoffbaren, zerbrochenen Urnen stieg, schwebte hinüber in die bisher so nüchtern kalte, so ganz poesielose Seele des Weibes. Und einen Moment ging es nun wie ein zitternder, glühender Strom elektrisch durch ihre Glieder, denn sie mußte denken: Gott, wenn er jetzt dort stünde, jetzt hereinträte, wenn er seine trauervollen Augen jetzt Dir zuwendete, zu Dir.

Dies aufatmend preßte sie beide Hände auf ihre Brust.

Sie mußte los von diesem Traum, fort aus diesem Raum, von dem ein berauschesendes Parfüm auf ihre Sinne überging.

Sidonie wollte ihren Tee hier bei sich nehmen, in derselben Art, nur daß sie noch einige konsistenter Bestandteile, wie Brot, Fleisch und Eier dazu befohlen hatte aus den Vorräten der Schloßküche. Zu diesem Zwecke hatte sich die Kammerfrau mit Hanne in Verbindung gesetzt und schien einen längeren Aufenthalt in der Küche genommen zu haben, denn kein Zischen an der alten perlgeschichteten Klingelschnur half Sidonie, die dienstbaren Geister herbeizurufen.



Hauptmann Dominik,

welcher sich in einigen Monaten wieder nach Kamerun begibt. Seine große Begabung in der Behandlung der Eingeborenen und das hohe Ansehen, das er bei diesen erst halb unterworfenen Stämmen genießt, wird der Reichsregierung bei der Verwaltung von Kamerun ganz sicher von erheblichem Nutzen sein. Dominik wird zur Dienstleistung bei der Kolonialverwaltung abkommandiert werden, um seine beliebige Verwendung beim Gouvernement von Kamerun zu ermöglichen.

So entschloß sie sich, selbst auf die Suche zu gehen, und öffnete die schmale Tür, die sie mit ihrem scharfen Auge in dem Gobelin bemerkte.

Es war der Ahnenaal, den sie betrat. Ueber rascht blieb sie einen Moment stehen, und dann mit plötzlicher Eingebung hastig prüfend an der langen Reihe der Bilder, welche die eine Wand bedeckten, hinzugehen.

Mit einem Ah, das wie ein Jubelruf klang, blieb sie vor dem letzten in der Reihe der Grafen Stannojewski stehen.

Daß es nicht Andreas selber war, sah sie gleich an der Kleidung, sonst aber, welch' eine frappante Ähnlichkeit, welch' ein doch eigentümlich unumstößlicher Beweis, daß er ein Graf Stannojewski war!

Ein Ton, wie ein Öffnen der Tür ließ sie sich umwenden.

Es war Andreas.

Er sah sie vor dem Bilde stehen und mit einem so leuchtenden, so frohen Blick in selbst ansehen, daß ein jähes Not über seine Stirne schoß.

„Gnädigste Gräfin,“ sagte er stotternd, „haben geflingelt, und ich eilte her, die Nachricht zu bringen, daß leider diese Klingel in dem Flur, wo früher die Domestikenträume angehängt, nicht zu hören ist, und eine Reparatur leider jetzt unmöglich war. Die Kammerfrau befindet sich im Souterrain.“

„Oh, ich danke Ihnen sehr, Herr — Herr Steyn,“ sagte Sidonie lächelnd, „bitte, wenn es Ihre Zeit erlaubt, wollen Sie doch ein Weilchen bei mir eintreten.“

„Meine Zeit steht zur Verfügung,“ sagte er mit bezeichnendem Ernst und folgte ihr in das andere Zimmer.

Sidonie war in einer Stimmung, so eigentümlich, ihr selbst so neu, daß sie etwas tat, was sie eigentlich nicht für passend hielt, was eigentlich auffallend war und in der Tat nicht recht geboten oder in der Ordnung war ihrem Verwalter gegenüber, besonders da ihre Mutter nicht anwesend war.

Sie forderte mit sanfter Bitte Andreas auf, doch eine Tasse Tee mit ihr zu trinken und ihr dabei zu erzählen von allem, was sie doch nun so im ganzen in Andrejewo interessieren mußte.

Er verbeugte sich schweigend.

Sidonie hatte sich in die Sofaecke sinken lassen, wo ihr Gesicht im Schatten bleiben konnte, während das seine, wie er ihr gegenüber Platz nahm, vom vollen Glanz des heiteren Abendhimmels überfließen wurde.

„So sicher, wie das Porträt, vor dem Sie mich trafen,“ sprach sie, indem sie zu ihm aufschah, „ein Graf Stannojewski ist Ihr Vater wohl, der Zug um Zug Ihnen ähnlich ist, so sicher sind Sie jetzt für mich ein Stannojewski.“

„Was hat das zu bedeuten vor dem Geseg? Für Sie, für mich mag ich es sein. Für das Leben, daß ich führen werde, ist es völlig wertlos. Ich habe meinen Entschluß gefaßt. Ein einfacher Landarbeiter werde ich sein, und dazu brauche ich den Grafentitel nicht, im Gegenteil,“ sagte er brüsk.

Und Sie wollen sich wirklich so leichten Kaufes Ihres edelsten, Ihres angeklammerten Rechtes begeben, als Herr in diesem schönen Andrejewo zu herrschen, zu beglücken?“ stieß sie hervor.

„Nicht leichten Kaufes! Bei Gott nicht! Aber ich bin ein Mann, und wenn ich enden, sterben muß, dann kann ich enden, will ich enden wie ein Mann! Was getan werden konnte, zu meinem Rechte zu kommen, habe ich getan! Ich kann nichts weiteres tun, als gehen.“

Sie fuhr zusammen im Schreck, der eilig durch ihre Seele schnitt!

Gehen wollte er!

„Sie wollen es wirklich aufgeben, dieses hochwichtige, dies arme, kleine Stück Papier zu finden?“

„Mir bleibt nichts anderes übrig!“

„Und wenn ich — ich Ihnen suchen helfe, finden helfe, mit allem, was ich besitze?“

Ein Strahl glomm in seinem Auge auf, ein Strahl so wilder Freude, daß sie nun geblendet einen Moment ihre Lider schloß.

„Sie mir suchen helfen?“

„Ja, ja. Ich kam dazu her. Ich wills.“

„Mit — Geld —“ flammelte er.

„Nicht nur mit Geld. Haben Sie nie gehört, wie Frauenwitz und Frauenwille Männerflucht überflügeln?“

„Eine Pause trat ein.“

Schnüffte der Duft der toten Rosenblätter in der zerbrochenen Urne, gesättigt lag die Luft in dem Gemach, kämpfend mit nüchtern-klaarem, reinem Gaudy, der von draußen kam.

„Und wenn wir nichts finden — welch' namenlose Schuldenlast wäre damit auf meiner Hände Arbeit nicht nur — die könnte ich abtragen — nein, auch auf mein Herz gelegt, Ihnen gegenüber?“ —

„Wer spricht davon?! Noch nicht, Graf! Noch spricht niemand von Ihrer Schuld gegen mich,“ vollendete sie flüsternd.

Er verstand.

Die Stunde des geistigen Kaufes, der Hoffnung, mit ihrer Hilfe in Monte Carlo ein Vermögen zu gewinnen, seine Heimat, sein Glück wieder an sich zu reißen, stieg still und ernst mahnend in dem Manne auf. „Einmal würde, mußte davon gesprochen werden. Sidonie,“ sagte er, ihr tief ins Auge sehend, „einmal, wo ich gestehen mußte, diese Herzensschuld niemals abtragen zu können. — Meine Frau ist nicht hier und —“

„Ich weiß alles, Ihr ganzes Glend!“ unterbrach sie ihn.

„So wissen Sie auch, daß ich meine Frau liebe. Ich habe sie geliebt vom ersten Moment, wo ich sie sah! Und wenn ich in Monte Carlo wirklich ein Vermögen erworben hätte, ich würde sie doch geheiratet haben!“

Einen Moment wurde es fast Nacht in Ihrer Seele.

„Aber Ihre Frau liebt Sie nicht! Ich weiß es zu sicher,“ kam es tonlos vor Erregung über ihre Lippen. „Niemals kehrt sie Ihnen wieder!“

„Ganz richtig,“ sagte er langsam. „Sie ist nicht hier, und sie wird nicht zurückkehren, und ich werde sie nicht zurückrufen.“

Der Lebensmut schwoll in Sidonies Herz von neuem flutend auf.

„Und das ist Ernst? Ist Wahrheit?“ hauchte sie, sich immer mehr verlierend.

„Mein Wort, das, was ich sprach, genügt,“ sagte er ernst, „aber Sie lassen mich nicht vollenden, Gräfin. Ich wollte sagen, daß ich niemals, sei es nun, daß wir jenes Dokument fänden oder nicht fänden, mit Ihrer Hilfe, mit der Hilfe Ihres Vermögens, Ihres Geistes, Ihres Herzens, die Schuld gegen Sie, die größte, die Herzensschuld, abzutragen im Stande wäre, denn ich werde nie aufhören, meine süße Frau zu lieben!“ schloß er mit einem Ton, so heiß, so schwärmerisch, der ihr Herz sich kramphast zusammenziehen ließ.

„Ich werde nie aufhören, meine süße Frau zu lieben,“ hatte er gesagt, aber vorher hatte er kein Wort gegeben, sie nie zurückzurufen! —

Und da lag ihre Macht! — Und sie hätte nicht Sidonie Hallerstadt sein müssen, nicht ein so kluges, scharfsichtiges Weib, wenn sie nicht verstanden hätte, diese Macht zu nützen.

Nachdem sie Andreas mit faulster Liebenswürdigkeit verabschiedet hatte, kam ihr ein Gedanke, ein ziemlich naheliegender, der noch mehr Licht auf ihren Weg warf.

Lieben über alles! Das konnte doch am Ende dieser Mann diese Frau nicht. Verliebtst wars in diese unglückselige, verwünschte Schönheit. —

Die aber, die Verliebttheit, bei der sein Geist, seine Seele ganz ungeteilt sein konnten, die schwand ja ganz natürlich von selbst, wenn eben der Gegenstand aus dem Bereich der Sinne, der Augen verschwand, kalkulierte sie.

Dann aber wurde die Kalkulation des Herzens bei Sidonie von der des Geistes abgelöst.

Wo konnte man das Dokument, den Trauschein des Grafen Carol Stannojewski und Andreas Mutter suchen? Wen, welchen raffinierten Rechtsbeistand konnte man für schweres Geld gewinnen? Welche klugen, sündigen Detektiven auf Reisen schicken und auf welche Reisen?

Und mit einer Unruhe, die an Entsetzen streifte, erfüllte Sidonie die Möglichkeit, daß dies Dokument, welches aus einem Herrn Steyn einen Grafen Stannojewski machte, nie gefunden werden könnte, weil es am Ende doch nicht vorhanden war.

25. Kapitel.

Nach schlafloser Nacht, in welcher sie von einer Art leichten Fiebers gequält wurde, welches die Folge all' der ungewöhnlichen Ueberreizungen und Ueberanstrengungen ihrer Nerven war, erwachte Sidonie erst spät, als durch die Ritzen der schweren Vorhänge von tiefgrünem Brokat schon lange die helle Sonne ganze Lichter über den Boden geworfen hatte.

Sidonie erhob sich hastig und dachte verlegen, wo sie nur in diesem veräußerten Schlosse einen Diensthöten zum Ankleiden herbeikommen sollte, wenn die Klingel nicht gehört wurde.

Bei ihrer ersten Bewegung pochte ein schüchtern Finger an ihrer Thür, und auf ihr erstauntes „Gerein“ erschien Hannie mit ihrem sauberen Häubchen auf dem glänzend schwarzen Haar, sich zum Dienst anbietend.

Der Herr Verwalter hätte befohlen, daß die ganze Nacht über jemand dicht neben dem Zimmer der Frau Gräfin im Ahnenjaal schlafen solle, im Fall die Frau Gräfin einen Wunsch habe oder ihr nicht wohl zu

Mute sei, und daß beim Aufstehen gleich jemand zur Hand wäre.

Sidonie lächelte und ihr Herz schlug einen glücklichen Schlag.

Wie rücksichtslos, wie lieb von ihm, dachte sie. Welch' ein aufmerksamer, liebevoller Galte mußte er sein, oder nein, nein, werden!

In Sorge hatte er ihrer gedacht, daß sie in der Nacht nicht etwa hilflos bleibe. Und doch hatte sie in ihrer gestrigen Erregung mit keinem Wort daran gedacht oder erinnert. Um so schöner, um so mehr Ursache, glücklich zu sein und — hoffnungsvoll.

Wie damals Feodora, ging sie hinaus, sich im Park und in der nächsten Umgebung des Schlosses umzusehen.

Dabei hatte sie natürlich in erster Linie den Gedanken, irgendwo Andreas zu begegnen, und in dieser Aussicht beschäftigte sie sich mit ordentlicher Raffiniertheit mit ihrer Toilette.

Gleichgültig, nur einem einzigen Gedanken folgend, eilte Sidonie ziemlich raschen Ganges durch all die Naturschönheit, die sie umgab, dahin.



Geheimrat Seitz,

der neue Gouverneur von Kamerun. Herr Seitz wurde 1863 in Seidenheim bei Mannheim geboren. Von 1891 bis 1894 war er als badiſcher Amtmann in Mannheim tätig und trat dann bei der Kolonialverwaltung ein. Von 1895 bis 1899 wurde er in Kamerun verwendet, wo er häufig auch in längeren Zeiträumen den Gouverneur vertrat. Seit 1899 arbeitete er wieder in der Kolonialabteilung und wurde dort 1902 zum vortragenden Rat befördert. Vier ſiel ihm beſonders die Erledigung der Staatsſachen zu. Das große Geſchick, das er dabei bewies, wird ihm in Kamerun zu einem zureichenden finanziellen Ausbau dieſer an ſich außerordentlich reichen Kolonie von Vorteil ſein können.

Keine kufende Blume, kein süßer Vogelfang ließ sie anhalten oder sich laufend umschauen. Nur flüchtig entlockte ihr die wirklich künstlerische, geniale Anordnung der Pflanzen und Rabatten stauende Bewunderung. Das war ja wirklich stellenweise, als sei man in den prachtvollen Gartenanlagen mitten in Monte Carlo oder in Nizza.

Der Gedanke, daß da Feodoras Sinn und Arbeit ihr entgegenblühe, kam ihr nun allerdings nicht. —

Von Andreas war nirgends eine Spur zu sehen. Nun, es war am Ende auch nicht wahrscheinlich, daß der Inspektor des Gutes Vormittags im Park spazieren gehen würde. Der war vermutlich irgendwo draußen mit auf dem Aker.

Zum Diner um 4 Uhr, das sie oben in ihrem Zimmer servieren lassen wollte, hatte sie ihn aufordern lassen, aber noch keine Antwort erhalten; er war eben nicht mehr daheim. Das alte, interessante Gebäude, in dem sie zur Zeit logierte, machte ihr weiter keinen anständigen Eindruck und deshalb begab sie sich, ohne weiter auch nur einen Blick in die Treibhäuser zu tun, wo der alte Kmit, wie es schien, wartend stand, an der geöffneten Thür derselben vorüber, nach dem Rohbau der Villa drüben auf der Höhe, die Graf Anton Stannojewski im Pariser Geschmack zu bauen begonnen hatte.

Der Hof lag ziemlich still, und sie sah sich auch gar nicht mehr nach jemand um, bis sie sich durch einen direkten „Guten Morgen“ vom Landbriefträger angerebet hörte. Da sie Briefe erwartete, erluchte sie den Mann, ihr die Post zu übergeben; sie sei die Gräfin, der Andrejewo jetzt gehöre, sagte sie herablassend hinzu.

Zwei Briefe wurden ihr übergeben. Eine schöne, vornehme Handschrift, Poststempel Hannover.

Mit wem mochte Andreas dort korrespondieren? Sie wollte ihn das noch heute so ganz harmlos fragen. Es war doch gut, wenn sie Bescheid wußte über seine Bekanntschaften. Mäßig verlangsamte sie ihre Schritte, ihre dünnen Augenbrauen zogen sich zusammen, ein starrer, bohrender Blick kam in ihre Augen, und sie zog von neuem den Brief an Andreas aus der Tasche ihres Kleides, obgleich sie schon begonnen hatte, Azlebens Schreiben an sie selbst zu lesen.

Wenn der Brief von ihr war! Von der Frau, dieser schönen Feodora, in die er doch noch heut' verliebt war! Wenn sie etwa bereute! Wiederkommen wollte!?

Entsetzlicher Gedante! Unmöglich! Es wäre das größte Unglück für den Mann gewesen, hätte ihn immer tiefer in hoffnungsloses Glend gezogen, vereint mit dieser Frau, die nicht einen Heller Vermögen hatte, sondern nur Ansprüche an ihn stellen würde. Es war Pflicht, daß sie das wenigstens vorläufig noch verhinderte. Ganz abgesehen von ihrem eigenen Interesse. Diese eitle, gewissenlose Person durfte nicht nach ihren Launen mit dem Manne spielen, erst fortlaufen, dann wiederkommen, alles auf den Kopf stellen, alles Gute und Schöne, was für Andreas' Glück getan werden sollte, in Verwirrung bringen durch seine momentane Verliebtheit in ihre blonden Haare und ihre roten Lippen.

Aber einen Brief öffnen, das war ein Verbrechen, ein ganz gemeines, elendes Verbrechen, welches sogar gesetzlich bestraft werden konnte. Und das, das sollte sie, Gräfin Sidonie Hallerstadt? Einen Brief an ihren Inspektor öffnen?

Niemals! Niemals, wenn es eben eine gewöhnliche Sachlage hier gewesen wäre. Aber sie war ungewöhnlich. In guter Meinung, in Sorge um das Glück eines Menschen durfte man wohl mit den Mitteln, ihn zu schützen, zu beden, nicht allzu viel penibel sein. Geuß! Geuß! Man muß nicht kleinlich sein, wenn es das Interesse eines anderen Menschen gilt! Nicht feige zurückbeben, vor ungewöhnlich tühner Tat, wenn es gilt, fremdes Glück zu schützen und zu retten!

Nur ein Blick auf Ueber- und Unterschrift. Mit einem erstickten Schrei taumelte sie fast, sich schwer auf den Tisch stützend in ihrem Gemache — wo sie sich wieder befindet.

Mein heißgeliebter Andreas!

Deine treue, gehorsame Gattin Feodora.

Sidonie brauchte in der Tat Minuten, um sich zu erholen, ehe sie mit brennenden Augen die Lektüre des Briefes begann. Ihre Brust hob sich unter schweren Atemzügen. Aber es war nur noch Furcht, das eigene Glück zu verlieren, keine Regung mehr der Scham über dies niedrige Unrecht, das sie beging über die Schlechtigkeit, sich unter allen Umständen zwischen die Gatten drängen zu wollen, gleichviel mit welchen ihrer unwürdigen Mitteln die Scheidung herbeizuführen.

Sie las:

„Mein heißgeliebter Andreas!

Sicher wirst Du Dich wundern über diese Anrede, denn Du traust mir wohl kaum ein tiefes heißes Gefühl zu. Ach, und Du hast Recht! Ich verdiene auch kein Zutrauen mehr von Dir. Habe ich mich doch immer nur bemüht, Dir die unedle, böse Seite meines Wesens zuzuwenden. Warum ich das tat? Ich glaube, es war die instinktive Furcht, daß ich Dich doch über alles lieben würde, mehr als mich selbst. Das wollte mein Eigensinn, mein böser Trotz nicht zugestehen. In eitler Verblendung meinte ich, nur da lieben zu dürfen, wo auch ich vielmehr zuerst geliebt wurde.

Erst als ich Deinen Namen trug, als Deine Frau lernte ich Dich kennen und von Tag zu Tag mehr lieben und verehren. Dann kam meine grenzenlose Eifersucht, ja, Andreas, ich kann es nicht anders nennen, auf Sidonie Gallerstadt, an jenem Abend, wo Du mir Deine Vergangenheit mit all' ihrem Unglück aufdecktest, und nicht nur das, auch noch etwas, ein häßlicher, zorniger Schmerz, daß Du Deine alte Heimat, Andrejewo, so über alles liebtest. Wenn ich selbst auch keinen Anspruch auf Deine Liebe erhob oder erheben konnte, ich wollte das nicht ertragen, nicht mit ansehen, und in meiner ratlosen Torheit floh ich. —

Sieh', Andreas, dies allein ist die einfache Wahrheit. Was ich mir an jenem Abend selber etwede, daß ich fortging aus lauter opferfreudigen Ekelmut, um Dir einen bequemen Scheidungsgrund zu geben, daß Du recht eilig Sidonie heiraten könntest, und mit ihrem Gelbe vielleicht auch dies unglückselige verlorene Dokument in Deinen Besitz kommen würde, das wäre ja fast übermensächlich gewesen. Das bringt keine Frau fertig, die ihren Mann in Wahrheit liebt! Und bei einiger Ueberlegung hätte ich mir auch sagen können, daß Du auch kaum der Mann wärest, meine bösen, niedrigen Ratschläge so ganz einfach zu befolgen. —

Ich weiß, Andreas, daß Du mich nicht liebst, und jetzt weiß ich, daß Du mir wohl zürnst wegen meines unüberlegten Tuns, das Dir womöglich schwere Unannehmlichkeiten bereiten kann, denn Dein tiefes Schweigen wird wohl nichts anderes bedeuten.

Ich aber liebe Dich nur zu sehr, zu warm und treu, um noch irgend etwas zu tun und zu unternehmen, was nicht Deine Billigung erfahren hat.

Ich lebe hier unter dem Schutz von Frau Käthin Pessel, einer edlen, gütigen Frau. Ach, hätte ich solch' eine Mutter gehabt, ich wäre nie geworden, was ich bin. Selbst der gütigste, beste Vater kann sie uns nimmer ersetzen. Ich bin glücklich, ihrem Rat und Urteil bedingungslos folgen und glauben zu dürfen.

Schreibe mir, was Du über mich bestimmst. Ich bitte Dich, überlebe die Scheidung nicht zu sehr. Ich muß mich an den Gedanken gewöhnen, so viel zu verlieren, so viel verschert zu haben, denn ich glaube, daß es mir mit der Zeit doch gelungen wäre, Deine Liebe zu erwerben, wenn ich nicht freiwillig gegangen wäre, mich freiwillig verbannt hätte von allem, was ich nun auf Erden Glück und Freude nenne. Schreibe mir, Andreas, nur eine Zeile, nur ein liebes, vergehendes Wort — nein, nein, so unbeschreiblich darf ich wohl nicht sein, schreibe mir nur überhaupt ein Wort. Würdige einer Antwort wenigstens Deine treue, gehorsame Gattin Feodora.

Hannover, per Abt.: Frau Pessel.
Lange Zeit noch starnte Sidonie in tiefem, gedankenvollem Sinnen auf diesen Brief. —
(Fortsetzung folgt.)

Ins Foch zurück.

Von J. Josephhohn.

(Nachdruck verboten.)

Wie lange das Vergnügen noch gedauert, und wie es gendete, mußte ich nicht. Ich hatte zuviel des trinkbaren Stoffes zu mir genommen.

Wir waren auf der Regelbahn. Wir, das heißt ich und einige Kommilitonen, welche gleich mir eben erst das Abiturientenexamen bestanden hatten. Dazu zwei „Pennäler“, die noch Sitz und Stimme in der Oberprima des städtischen Gymnasiums hatten. Diese beiden waren die Zielscheibe unserer mehr oder weniger gelungenen Witze. Namentlich ich konnte mir in lauten Spöttereien garnicht genug tun, so oft sie ängstlich nach den vorderen Rängen des Lokals blickten, ob nicht ein Lehrer ihr unerlaubtes Vergnügen zu stören käme.

Gegen Schluß der Sitzung hatte ich mit sämtlichen Anwesenden Brüderchaft getrunken, hatte dem einen einen „dummen Jungen“ aufgedrümmt und einem anderen eine Regelkugel etwas unsanft auf

die Fäße fallen lassen! Mit Müß' und Not wurde ich von meinem Stubenkollegen heimwärts bugsiert. Zum Dank dafür zerschlug ich ihm mit meinen heftigen Gestikulativen den Kneifer.

Endlich war ich im Bett. Aber kaum hatte ich mein schweres Haupt aufs Kissen gelegt, als sich alles um mich her zu drehen begann — langsam zuerst und dann schneller, immer schneller. Mechanisch hob ich den Kopf und — — gab den finsternen Mächten in mir nach, welche stürmisch nach Befreiung drängten. Dann versiel ich in einen dumpfen, bleiernem Schlaf. . . .

Als ich erwachte, schien die Sonne schon lustig ins Zimmer. Vor dem Bett stand meine Mutter und machte verzweifelte Anstrengungen, mich zu wecken.

„Na . . . ist einem schon so was vorgekommen? . . . Schläfst wie ein Murmelkie! . . . Müßt Du noch länger hier liegen bleiben? . . . Es ist 1/8. Du wirst sicher zu spät kommen . . .“

Ich richtete mich auf dem linken Ellenbogen auf und starrte sie verständnislos an. Allmählich kam mir das Bewußtsein.

Richtig! Ich mußte nach der Schule! Das Abiturientenexamen war ja für ungültig erklärt worden, weil es herausgekommen, daß der deutsche Lehrer einem Günstling das Aufsatzhema vorher verraten hatte. Wir mußten in die Schule zurück, um nach einem halben Jahr die Prüfung noch einmal über uns ergehen zu lassen. Und heute begann dieses Martyrium. Da lag ja auch schon mein Handwerkzeug: ein Haufen Peste in blauem Um-schlag und Bücher von verschiedenem Größe und Dicke, Homer, Livius, Horaz, lateinische Grammatik usw. — alles von demselben Riemen mit derselben Liebe umschlungen.

Ich zog mich eiligst an, goß den Kaffee hinunter und trollte mich.

Was ich auf diesem Gange dachte? Wie mir zu Mute war? Das, lieber Leser, begehre nimmer zu wissen. Hoffentlich kommt du niemals in die Lage, ins Schuloch zurückkehren zu müssen in dem Augenblick, da dir die goldene Freiheit eines civis academicus winkt.

Als ich das Klassenzimmer betrat, war es eben 8 Uhr. Rund um mich her lauter spöttische, höhnische, grinsende, lachende Fragen. Nur sieben ebenjo lange, betrübt Gesichtser wie das meine: Das waren meine sieben Lebensgefährten vom Examen. Die Schulglocke läutete. Wir gingen zur Morgenandacht in die Aula.

Wir sangen „Jesus meine Zuversicht“, zum Beginn den ersten, zum Schluß den dritten Vers.

Und dann besah unser guter, alter Direktor die Kanzel und begann zu predigen. Mit seinem tiefen, gutmütigen, etwas schwammigen, glattrasierten Gesicht erinnerte er mich stets an einen indischen Bonzen. Heute war dieses liebe Gesicht in unzählige Falten und Fältchen gelegt, ein strenger Amtsernst lag darüber ausgebreitet.

Er sprach davon, daß wir allesamt Sünder wären, daß wir unsere Sünden und Fehler einsehen und bereuen müßten. Dann wurde er deutlicher: ein grober Unfug sei von seiten eines Lehrers begangen worden, ein schändlicher Vertrauensbruch, der die Arbeit eines halben Jahres und eine schwere Prüfung ungültig gemacht hätte. Unschuldige müßten mit dem Schuldigen leiden. Aber diese Unschuldigen sollten sich trösten mit dem Gedanken an den Herrn, welcher unfähigbar unsere Geschicke lenke, ohne dessen Willen und Wissen kein Haar von unserem Haupte falle, der uns diese Buße auferlege in seinem unerforschlichen Willen und Ratsschluß, um uns zu prüfen usw. usw.

Das war gewiß sehr schön und gut, vielleicht auch ganz aufrichtig gemeint, aber ich würde ohne diese Prüfung entschieden zufriedener gewesen.

Dann sangen wir den dritten Vers und gingen in unsere Klassenzimmer.

Erste Stunde: Horaz. Das war nicht schlimm, im Gegenteil, immer meine Lieblingsbeschäftigung gewesen. Unser Lehrer ließ mich oben aus dem Gedächtnis herfragen und übersetzen: es klappte alles ganz gut.

Zweite Stunde: Mathematik. Das war schon bedeutend schlimmer. Ach, welche Mühe hatte ich gehabt, mich mit meinen Leistungen in diesem Fach durch die Schule und durchs Examen zu schmuggeln! . . .

Natürlich wurde ich sofort aufgerufen, irgend einen trigonometrischen Lehrsatz zu beweisen. Mir wurde natürlich nicht besser. Ich wußte etwas, aber das genügte jedenfalls nicht. Ich wußte nämlich nur, daß dieser Lehrsatz etwas sehr Schweres sei. . . .

Ich erhob mich zögernd, ging an die Wandtafel und begann mit langsamer Unständlichkeit die Figur zu zeichnen. Nur Zeit gewinnen, vielleicht fiel mir doch noch etwas ein. Aber ich hatte mir entschieden zu viel zugetraut: mir fiel absolut nichts Gescheutes ein. Endlich mußte ich mit Zeichnen aufhören. Ich stammelte den Lehrsatz, die Voraussetzung und Behauptung, und dann schloß sich mein berebter Mund. Ich besah mir die Figur an der Tafel, die Zimmerdecke, zuletzt vorwursvoll den mathematischen Lehrer mit seinem höflichen, vom wohlgepflegten, roten Vollbart umrahmten Gesicht. Der betrachtete mich auch und meinte dann:

„Na, setzen Sie sich nur wieder. Sie haben ja jetzt Zeit, das alles nachzuholen.“

Netter Trost! Ich schlich getnickt zu meinem Platz zurück und tat in dieser Stunde nicht mehr den Mund auf.

10 Uhr. Große Pause. Auf dem Hof bildeten wir acht Unglücks männer ganz naturgemäß eine Gruppe, welcher alle anderen Schüler ein garnicht erwünschtes Interesse entgegenbrachten. Der Lehrer, welcher die Aufsicht hatte, fühlte sich genüßigt, uns sein Beileid auszudrücken.

Nächste Stunde: Geschichte. Das verhielt auch nichts Gutes. Zum Ueberfluß war unser Geschichtsprofessor ein erregter, cholertischer Herr. Wieder wurde ich gleich zu Anfang aufgerufen.

„Beschreiben Sie die Schlacht am weißen Berge!“

Die Schlacht am weißen Berge? Ich hatte keine blasse Ahnung mehr, was das wohl für ein Berg sein möchte, geschweige denn, welche Schlacht dort geschlagen worden, und wann. Verzweiflungsvoll gab ich meinem Nachbar zur Rechten einen Rippenstoß. Das bedeutet: Du, sag vor!

„Die Schlacht am weißen Berge fand . . .“, begann ich inzwischen laut, „fand statt . . .“

Mein Nachbar zur Rechten küsterte etwas, was ich nicht verstand, jedenfalls nichts von der Schlacht am weißen Berge. Ich sah flüchtig zur Seite. Ach so! Das war ein Lebensgefährte! Der hatte natürlich auch schon längst alles vergessen!

„Nun . . . wird's bald . . .?“ kurrte der Professor, indem er ärgerlich mit den Knöcheln auf dem Katheder trommelte.

„Die Schlacht am weißen Berge fand statt im Jahre eintaufend und . . . hm . . . nach Christi Geburt“, fing ich von neuem an, indem ich gleichzeitig meinen linken Nachbar knuffte.

Aber der wußte ebenfalls nichts. Ich verstimte schließlich auch, nachdem ich zugegeben hatte, daß die Schlacht am weißen Berge einmal stattgefunden. Und nur eins blieb hörbar — das Trommeln der Knöchel auf der Tischplatte. Es wurde lauter und lauter und immer lauter. . . Ich erwachte. Ich lag im Bett. Es war heller Tag. Das Dienstmädchen polkerte mit den Stiefeln gegen die Tür und schrie:

„Wollen die Herren denn heute garnicht mehr aufstehen. Es ist schon elf . . .“

Ich rieb mir die Augen und bliete verwundert umher. Dort, im andern Bett, lag mein Stubenkollege und schnarchte stillvergüht vor sich hin. Auf dem Tisch lagen seine Kolerumüge und -Band. Ich hatte eine sehr unangenehme, dumpfe Empfindung in Kopf und Magen. Aber dessemungeachtet sprang ich mit beiden Beinen zugleich aus dem Bett: das Schreckliche, das ich soeben erlebt, war ja nichts weiter gewesen als ein Traum!

Herr Gott, wie kann man nur so blödsinnig träumen? dachte ich, als ich einen Augenblick später den Kopf in das eiskalte Wasser steckte. Zu dumm! Wirklich zu dumm!

Vermischtes.

Ein ingenieür Fälscherleid. Der hohe Schutz Zoll, den die Amerikaner auch bei der Einfuhr von Kunstwerken erheben, und der schon zu so manigfachen Beschwerden Anlaß gegeben hat, hat sich kürzlich als ein glänzendes Mittel zur Durchführung von Betrügereien bewährt. Ein Kunsthändler, so erzählt die „Nouvele Archéologique“, besaß eine mittelmäßige Kopie eines Porträts von Rembrandt. Diese sandte er nach New York; zu gleicher Zeit schickte er aber an den „Sachverständigen“ der amerikanischen Zollbehörden eine anonyme Denunziation, daß man im Begriff stünde, ein Originalwerk von Rembrandt in die Vereinigten Staaten einzuführen, das man, um die Zollbehörden zu täuschen, als Kopie bezeichnen hätte. Die Sachverständigen glaubten also, dem Händler einen schönen Streich spielen zu können, indem sie das Porträt, das ihnen als eine Kopie nach Rembrandt vorgelegt wurde, für ein Original erklärten, dessen Wert sie auf 160000 Mark schätzten, und von dem sie einen Zoll in entsprechender Höhe erhoben. Aber der Händler lachte sich ins Häutchen; denn dank dem Urteil über die Echtheit, das die Zollbehörde ihm da ausgeföhrt hatte, konnte er die schlechte Kopie wirklich für eine fabelhafte Summe als echten Rembrandt an den Mann bringen.

Der Kampf der Hüte. Ein langer, unglücklicher Kampf ist in London entbrannt; er tobt bereits seit manchen Jahre, ohne daß eine der beiden Parteien zum Siege gelangt wäre, und er ist jetzt wieder in eine spannende Krise eingetreten. Es ist ein Kampf der Hüte. Mit dem Spinderbute ringt der runde steife Hut um Vornehmheit und Herrschaft, und zwar ist der runde steife Hut die Kopfbedeckung, an der die Aristokraten und vornehmen Herren festhalten, während der Spinderbute immer noch als Barrenut gilt, und sich den Anspruch auf wirkliche Eleganz nicht recht erobern konnte. Den entscheidenden Sieg errang der steife Hut, als König Edward VII. ihn bei den Rennen in Epsom trug und dann zu seiner gewöhnlichen Kopfbedeckung erkor. Nun aber trägt auch Sohn Burns den steifen Hut, und da fangen die Tories wieder an, Spinderbute zu tragen.

Seiteres.

Emma's Wahl. „Wie hast Du eigentlich einen Mann geheiratet, der einen Kopf kleiner ist als Du, Emma?“ — „Ich hatte die Wahl zwischen einem kleinen Mann mit großem Gehalt und einem großen Mann mit kleinem Gehalt.“

Uebertreibung. Stadtherr: „Was ist denn mit der Henne dort los?“ — Pächter: „Nichts, sie hat nur ein Ei gelegt.“ — Stadtherr: „Großer Gott! Sollte man nicht meinen, daß sie den Grundstein zu einer kaiserlich königlichen Akademie gelegt hätte?“

Guter Rat ist teuer. Alter Herr (zu einem Betpler, dem er einen Nickel geschenkt hat): „Nun lieber Mann, was denken Sie mit dem Gelde anzufangen?“ — Bettler: „Ich weiß nicht recht, soll ich's in Konjols oder in Eisenbahnaktien anlegen. Darf ich um Ihren geachteten Rat bitten?“

Sehr leicht. Erste Dame (zu einer neugefundenen Freundin): „Sie sind die glücklichste Frau, die ich kenne. Ich glaube nicht, daß es solch einen Engel von Mann geben könnte. Er reichte Ihnen das gemünzte Geld so anstandslos, als wäre er Ihr Anbeter und nicht seit Jahren bereits Ihr Gatte.“ — Zweite Dame (gelassen): „Es ist mein Geld.“

Stilblüte. Eine Viertelstunde und länger starre Arthur gedankenvoll in die Flamme der längst erloschenen Kerze.

Das wahre Glück. „Das wahre Glück, mein Sohn, besteht darin, daß Du einen Gegenstand für zwei Mark kaufst, für den Dein Freund tags zuvor zehn Mark gezahlt hat.“

Ungewinnt. Sie: „Ich träumte soeben, Du hättest mir ein entzückendes Kramband zum Geburtstag geschenkt.“ — Er: „So — dann träume jetzt mal, wo ich das Geld hernehmen soll!“

Dann allerdings. „Nun, Hans, wie geht die Uhr, die Großpapa Dir geschenkt hat?“ — Wenn die nicht gut gehen sollte, Kanal! Ich habe sie heute in die Schule mitgenommen, und sämtliche Jungen haben sie aufgezogen.“

Räffel-Ecke.

Zaubrisches Geviert.

a	a	a	b
b	b	b	b
e	e	e	e
l	l	o	r

Sind die Buchstaben richtig verteilt, so ergeben die Sentenzen ebenso wie die Wägereien: 1. Einen biblischen Namen. 2. Einen Nebenfluß der Saale. 3. Einen weltlichen Vornamen. 4. Den Haupthelden einer Schafspareichen Tragödie.

Gleichklangrätsel.

Als Bindewort ist es bekannt, Dann als ein deutscher Fluß genannt. Auflösung folgt in nächster Nummer.

Geschäftliches.

Zur bevorstehenden Radfahrer-Saison bringt die rühmlichst bekannte Frankfurter Nähmaschinen- und Fahrrad-Großfirma wieder einen reichhaltig ausgestatteten Katalog über eine große Auswahl Radfahrer heraus, in welchem jeder Radfahrer erstklassige Fahrräder in jeder Preislage findet, mit Pneumatic schon von 40 Mk. an und höher. Nennend welche lobende Worte über die Marke „Brannschweiger“ zu sagen, ist nicht nötig, da die Fahrräder obengenannter Firma in allen Radlerkreisen rühmlichst bekannt sind und die Mollität und das Renommee dieses Hauses auch fernerhin dafür bürgt, beim Kauf von Fahrrädern nur etwas wirklich Gutes und Gedeigenes zu erhalten. Wie wir hören, wird jedem Interessenten der Katalog gern gratis und portofrei zugesandt und wolle man solchen mittels Postkarte einfordern. Die Firma L. Brannschweiger, Frankfurt a. M., ist die erste, älteste, größte und verbreitetste Nähmaschinen- und Fahrrad-Großfirma dieser Art ganz Deutschlands, wofür die jeden Tag einlaufenden vielen Nachbestellungen und zahlreichen Anerkennungsschreiben das beste Zeugnis ablegen. Die Firma ist noch rühmlichst bekannt durch die vielen langjährigen Lieferungen an Mitglieder von Bohrer, Post, Lehrer, Militär, Krüger, Förster, Werkmeister- und Beamtenvereinen, deren Mitglieder über 100000 zählen. Wir können deshalb die Brannschweiger Fahrräder als die allerbesten sehr empfehlen.

Gut und billig einzukaufen ist wohl heute, wo die Ansprüche des täglichen Lebens so sehr große sind, der Wunsch eines jeden einzelnen um so mehr noch, wenn der notwendig gewordene Gebrauchsgegenstand schon an sich die Anlage eines größeren Betrages bedingt. Ein solcher notwendiger Gebrauchsgegenstand ist nun mit der Zeit das Fahrrad geworden, aber wie viele wenige Glückliche konnten sich bis jetzt infolge des hohen Kostenpunktes solches noch nicht anschaffen? Allen diesen dürfte es jedenfalls jetzt bei Beginn des Sommers angenehm sein, zu erfahren, daß die bekannte Fahrrad-Großhandlung Frkz. A. Lange, G. m. b. H., Leipzig infolge ihres großen Umsatzes von über 25000 Fahrrädern imstande ist, bereits für Mk. 48.— u. Mk. 55.— solide Fahrräder mit 5 Jahren Garantie an jedermann zu verkaufen. Ein Prachtatlas von 184 Seitenstärke illustriert übersichtlich die Leistungsfähigkeit obiger Firma, welche auch noch sämtliche Fahrradzubehöre — Haushaltungsartikel — Nähmaschinen — Gramophone und Phonographen so anerkannt billigsten Preisen liefert und sei jedermann empfohlen, sich diesen Katalog sofort durch eine Postkarte zu beschaffen.

Die „Deutsche Uhren-Industrie“ Berlin, Friedrichstr. 16 und Lindenstr. 101—102, bringt zur Zeit eine Tafelreihe zum Versand, welche sich sowohl im kleinen Bürgerstande als auch unter der wohlhabenden Bevölkerung einer ungemainen Beliebtheit erfreut. Wer daher die Lust hat, sich sofort oder später eine Uhr zuzulegen, der verlange den neuen Prachtatlas über ca. 6000 Kunstgegenstände, welchen diese Firma an jedermann gratis und franco versendet. Eine Postkarte genügt.

Sommersprossen entfernt nur **Crème Any** in wenigen Tagen. Nachdem Sie alles Mögliche erprobt und angewandt, machen Sie einen letzten Versuch mit **Crème Any** es wird Sie nicht reuen! **Franko 2 Mk.** Nachn. 2,95. Verlangen Sie unsere vielen Dankschreib. Goldene Medaillen. Berlin, Paris, London. Patentamt gesch. Schutz durch Apotheka z. Eisernen Mann, Strassburg 189, Eis.



Zucker

Kufeke's Kinder-mehl
hervorragend bewährt bei Darmkatarrh, Diarrhoe, Brechdurchfall etc.
Von Tausenden von Aerzten des In- und Auslandes empfohlen.

Elektrisiere dich selbst.
Kompl. Apparat „Selbst-aktiver“ nur Mark 6,50. Prachtatlas über elektrische Apparate gratis.
Jos. Maas & Co.
Berlin 139.
Oranienstr. 108.

Briefliche Ausbildung
ZUM OBERBUCHHALTER
UND RECHNUNGSFÜHRER
KOMTOIRIST UND SCHÖNSCHREIBER
3 KURSE OBERDEN KATALOG
VERSAND 1898
F. SIMON, BERLIN N. 62.
GERICHTLICH VEREID. BÜCHER-REVISOR

Dr. Zellners Geflügelfutter bewirkt schnelle Mästung, Wohlgeschmack des Fleisches, doppelten Eierertrag. Billig konkurrenzlos. Von Landwirtschaftskammern empfohlen. 50 Kilo M. 12, 25 Kilo M. 7, 12 1/2, Kilo M. 4 gegen Nachnahme. Prospekt gratis. **Enns & Hüttehein, Berlin N. 24 n.**

Wie eignet man sich gute Manieren und gewandtes Benehmen an?
Von Eug. v. Miranda. 1,25 M. (Port. 10¢)

MUSIKINSTRUMENTE
jeder Art. Vortreffliche Bezugsquelle. Garantie

Brno Klemm jr. Markneukirchen i. S. 183
Illustrierter Katalog franko.

Brennabor
Brennabor-Werke,
Brandenburg a. H.
Grösste Fahrrad-Fabrik des Kontinents
gegen 2500 Arbeiter.



Vorteilhaftes Zigarrenangebot!

Hausmarke

Größe und volle Fülle, wie Abbildung, 10 cm lang, Zannede, gemischte Einlage, gut brennend u. schmeckend, 2500 Zigaretten in 50 Paketen, bediene 500 Stüde für 10 Mk. (franko per Nachnahme. Auf Wunsch werden auch verschickbare Zigaretten gratis beigegeben.)

Garantie für reelle Bedienung. Zurücknahme oder Umtausch. **P. Polkora, Zigarrenfabrik, Neustadt, Westpreußen No. 597.**

Echt silberne
Herren- und Damen-Uhren, prima prima Werk, gesetzl. gestempelt, genau abgezogen, 6 Rubis, 2 echte hochfein verzierte Goldränder, vergold. Zeiger, Mk. 10,25.
Dieselbe Uhr, 2 echt silberne Dackel, 10 Rubis, allerfeinstes Werk, in hocheleganter Ausführung Mk. 14,25.
Versilberte Uhren mit echten Goldränd. von Mk. 5,75 an
Wecker-Uhren, genau workend. „ „ 1,80 „
Echt goldene prachtvolle Damenuhren „ „ 18 „

Für jede Uhr 3 Jahre schriftliche Garantie. Umtausch gestattet od. Geld zurück. über Herren- und Damenuhren, Wand-, Stand- und Weckeruhren, aller Art, hochmoderne Ketten, Ringe, Broschen, gratis und frei.
Deutsche Uhren-Industrie, Berlin 426 u. Friedrichstr. 16.

Um günstiger einzukaufen, bitten wir die geehrten Leser, bei Bestellungen und Einkäufen sich stets auf dieses Blatt zu beziehen.

